

Fremdes Zuhause

Autor(en): **Merz, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **73 (1998)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-106623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Mustafa Fesli verkauft in seinem Geschäft neben Fleisch, Gemüse und Milchprodukten auch Einrichtungsgegenstände

Nachdem mir Fatma O. geduldig alle Fragen beantwortet hat, liest sie mir die Leviten. Es ist das zweite Mal, dass sie mit einem Journalisten gesprochen hat, und es war das letzte Mal: «Ich habe diese Fragen schon so oft gehört, ich habe genug davon. Wie lange sind Sie in der Schweiz? Wie leben Sie? Wie ist Ihre Wohnung? Nächstes Mal mache ich da nicht mehr mit. Ich will nicht, dass die Leute denken, ah, schau da, eine türkische Familie!» Während ihrer Medienschelte bleibt Fatma O. sehr höflich, und sie lächelt fast entschuldigend, aber es ist klar, dass es ihr ernst ist.

Eigentlich war ich auf solche Reaktionen gefasst gewesen. Schon seit Jahren wird die ausländische Bevölkerung im Kleinbasel aufmerksam beobachtet. Journalisten schreiben stimmige Reportagen über Klein-Istanbul, Ethnologinnen erforschen anhand von türkischen Lebensmittelläden die Identität von Minderheitskulturen, und die Boulevardpresse ergeht sich über Ausländer, welche die ihnen anvertrauten Schrebergärten verwüsten.

Die meisten ausländischen Familien leben seit Jahren in Kleinbasel. Viele sehen keine grossen Unterschiede zwischen sich und ihren Schweizer Nachbarn. Trotzdem bekommen Frauen wie Fatma O. immer wieder zu hören, wie schön es sei, dass sie so anders seien als die anderen Ausländer. «Dabei bin ich gar nicht anders,» sagt Fatma O. etwas verzweifelt, «es stimmt nicht, dass ich hierher gekommen bin und alles hier gelernt habe. Ich habe in der Türkei genauso gelebt wie hier.»

Direkt unter der Wohnung von Fatma O. befindet sich die lärmigste Kreuzung des Matthäusquartiers. Die Wohnung hat drei Zimmer und kostet um die 1000 Franken. «Für meine Kinder ist diese Wohnung wie ein Gefängnis», meint Fatma O., «der Verkehrslärm ist gross, es hat keinen Garten und die nächste Grünfläche ist weit weg. Es gefällt uns nicht hier.»

Wer bei Fatma O. auf dem Sofa sitzt und Kaffee trinkt, mit Milch und Zucker, könnte nicht sagen, ob er sich in einer schweizerischen Wohnung befindet oder in der Wohnung einer Ausländerin. Eine Polstergruppe, ein Esstisch mit Stühlen, eine Stereoanlage und auf dem Boden Parkett mit Fischgrätenmuster. Beruflich hat Fatma O. viel in Schweizer Wohnungen zu tun, und sie weiss, wie diese Wohnungen aussehen: «Ich denke nicht, dass Schweizer anders leben. Viele Leute denken, wir seien andere Menschen, aber das stimmt einfach nicht. Was bei den Schweizern vielleicht anders ist: Viele leben eher allein, wir leben geselliger.»

Der Besuch bei Müzeyyen K. ist überraschend

Nach der Erfahrung mit Fatma O. und ähnlichen eher ablehnenden Reaktionen ist der Besuch bei Müzeyyen K. überraschend. Sie beantwortet meine Fragen ohne Umschweife, auch jene, die sie wahrscheinlich schon hundertmal gehört hat. Sie ist die einzige meiner Informantinnen und Informanten, die nichts dagegen hat, sich und ihre Familie fotografieren zu lassen. Ich bin erfreut, aber auch



Müzeyyen K. (mit Ümit und Tochter Ilyada) sagt, in einer überbezahlten Wohnung bleibt nicht viel Geld für die Einrichtung.

etwas verunsichert. Warum tut sie das? Es ist eine Reaktion auf ihre Situation als Ausländerin: «Ich möchte den Schweizern zeigen, wie die Ausländer wirklich sind.» Das sogenannte Ausländerproblem sei eben nicht einfach ein Problem der Ausländer, «beide Seiten haben Angst voreinander».

Das Matthäusquartier ist «gekippt»

Im Unterschied zu Fatma O. glaubt Müzeyyen K., dass es Unterschiede gibt zwischen dem Lebensstil von Ausländern und Schweizern. Sie ist der Meinung, ihrer Wohnung sehe man es an, dass hier keine Schweizerin lebe. Sie sieht auch grundsätzliche Gegensätze zwischen den Lebensstilen der Ausländer und der Schweizer: «Die Schweizer haben mehr Geschmack, sie schauen mehr auf die Ästhetik. Bei uns sieht alles gleich aus, eine grosse Polstergruppe, ein grosses Buffet oder eine Wohnwand.» Die Überlegungen beim Kauf von Möbeln seien völlig verschieden: «Wenn Ausländer ein Sofa kaufen, überlegen die meisten zuerst, wie viele Leute darauf Platz haben und nicht unbedingt, wie es aussieht.» Und dann gibt es natürlich das Problem des Einkommens: In einer bereits überbezahlten Wohnung bleibt nicht viel Geld für edle Möbel. Schliesslich sieht Müzeyyen K. auch Unterschiede, die mit der gesellschaftlichen Stellung der Bewohner zu tun haben: «Manche haben früher in einem Dorf auf dem Land gelebt, wo es nicht viel Komfort gibt. In der Schweiz kaufen sie viele Möbel und elektrische Geräte, um zu zeigen, dass sie es sich leisten können.»

Fatma O. und Müzeyyen K. sind zwei von 8154 ausländischen Staatsbürgern, die zurzeit im Matthäusquartier leben. Seit letztem Jahr sind hier die Ausländer mit einem Anteil von 50,3% gegenüber den 49,7% Schweizern erstmals in der Überzahl. Oder in anderen Worten: Das Matthäusquartier ist «gekippt». Dieser Begriff klingt bedrohlich, und man hat dem Ereignis seit einigen Jahren besorgt entgegengesehen. Gewerbetreibende bangen um ihren Standort, Einwohner um die Sicherheit und Sauberkeit der Strassen.

Doch die Welt dreht sich weiter, und so schlimm, wie es klingt, ist es nicht. Unter den 50,3% Ausländern befinden sich nicht nur radebrechende Immigranten aus der Türkei oder aus Ex-Jugoslawien, sondern auch Leute aus Deutschland, Frankreich oder den USA. Und vor allem werden auch Menschen mitgezählt, die seit Jahren hier leben oder sogar hier geboren wurden und gut integriert sind.

Im Matthäus wohnten schon immer viele Ausländer. 1910 erreichte ihr Anteil im Kleinbasel mit 48,6% einen ersten Höhepunkt. Die meisten von ihnen waren damals Deutsche. Nach den beiden Weltkriegen fiel der Anteil auf gut 10%. Erst 1995 wurden die Zahlen von 1910 wieder erreicht.

Das Matthäusquartier wurde zwischen 1890 und 1900 praktisch aus dem grünen Felde gestampft. Im Westen wird das Quartier vom Rhein begrenzt, im Osten von den Bauten der Messe und im Süden von der Sperrstrasse. Die Grossbaustelle der Nordtangente bildet die nördliche Grenze. Das

Matthäus ist eines der am dichtest besiedelten Gebiete Europas. 1997 lebten auf einer Fläche von 60 Hektaren 16 462 Menschen, das sind 278 Einwohner pro Hektare, bezogen auf die Gesamtfläche. Wenn man nur die Wohnzonen betrachtet, sind es sogar 322 Einwohner. Zum Vergleich: Im Edelquartier Bruderholz wohnen auf einer Gesamtfläche von 260 Hektaren durchschnittlich 35 Personen.

Von Bäumen, Gras und Blumen keine Spur

Von der alten Bausubstanz ist noch viel vorhanden, mehr als in anderen Wohnquartieren Basels. Und einige Strassen sind mit ihren Alleebäumen und Vorgärtchen geradezu charmant. Trotzdem: Grünes Gras und Blumen sind dünn gesät im Matthäus. Im Quartier selbst gibt es nur zwei Grünflächen, den Platz um die Matthäuskirche und die Rosentalanlage, ein von Baustellen bedrängter schmalbrüstiger Grasstreifen. Drei weitere Grünflächen liegen, rein rechnerisch, ausserhalb des Quartiers.

Für Familien mit kleinen Kindern heisst das vor allem eins: Wer es sich leisten kann, zieht weg, egal ob Ausländer oder Schweizer. Zum Beispiel die Familie K. Mit ihrer Tochter wohnen Müzeyyen und ihr Mann Ümit in einer renovierten 3½-Zimmer-Wohnung, die etwa 1500 Franken kostet. Die Einkaufsmöglichkeiten sind schlecht, und einen Spielplatz für die Tochter gibt es nicht. Von Bäumen, Gras und Blumen keine Spur. Jetzt haben die K.s die Nase voll. Am Rande Kleinbasels, wo es grüner wird und bald der Wald beginnt, haben sie sich ein Haus gekauft. «Wir werden zwar auch dort wieder Ausländer sein. Es leben viele alte Leute dort, und sie werden hinschauen. Aber sie werden sich daran gewöhnen.»

1996 zogen 151 Familienvorstände – Ehemänner, Väter und alleinerziehende Elternteile – aus dem Matthäus weg, und nur 73 kamen dazu. Fachleute wie Verena Hartmann, Lehrerin am Bläsischulhaus und Konrektorin der Primarschulen Kleinbasels, sind überzeugt, dass die Situation an den Schulen meist nur einer der Gründe ist für einen Wegzug: «Solche Entscheidungen sind wohlüberlegt», meint Verena Hartmann, «sie haben sicher mit der Schule zu tun, aber ebenso mit dem starken Verkehr im Quartier, mit den fehlenden Treffpunkten und Grünflächen.»

Kinder haben weniger Probleme als Erwachsene

Xaver Pfister, der Öffentlichkeitsbeauftragte der katholischen Kirche, wohnt schon seit über 20 Jahren im Matthäus. Seine Kinder gingen im nahen Bläsischulhaus zur Schule. Sie hätten lauter ausländische Freunde gehabt, erinnert sich Xaver Pfister, «aber sie haben das gar nicht gemerkt.» Weniger gelernt hätten sie deswegen ebenfalls nicht. Lehrerinnen wie Verena Hartmann reagieren empfindlich auf Klischees wie jenes, dass Schweizer Kinder in Klassen mit hohem Ausländeranteil weniger lernen würden: «Ich finde das sehr gefährlich. Es werden damit Verallgemeinerungen gemacht, die für die einzelnen Kinder nicht stimmen. Es ist nicht wahr, dass zweisprachige Schüler eine Klasse belasten. Es kann zwar für Einzelfälle durchaus

zutreffen, aber man muss eben auch andere Komponenten mit einbeziehen. Wenn ein Kind mit Kindern aus fremden Kulturen umgehen kann, dann ist das zumindest ein Ausgleich. Der direkte Lernertrag ist nicht messbar.»

Auch für die Familie K. ist, neben der schlechten Wohnqualität, die Schule ein Grund zu gehen: «In der Kindergartenklasse meiner Tochter gibt es nur drei Schweizer Kinder. Das ist nicht gut, weder für die schweizerischen noch für die ausländischen Kinder.» Müzeyyen K. ist überzeugt, dass diese Situation auch für Erwachsene nicht förderlich ist: «Ich glaube, dass sich viele Ausländer gut fühlen, wenn sie in der Nähe von Landsleuten wohnen, aber für ihre persönliche Entwicklung ist es schlecht. Ich möchte nicht nur arbeiten und Geld verdienen, sondern auch Kontakte zu Schweizern pflegen.»

Es ist schwierig, in andere Quartiere zu ziehen

Die Tatsache, dass schon Bekannte oder Verwandte im Quartier leben, dass es Treffpunkte gibt und Läden, ist ein wichtiger Grund dafür, dass viele Immigranten ins Kleinbasel ziehen. Ein weiterer Grund: Es bleibt ihnen schlicht nicht viel anderes übrig. Fatma O. meint dazu: «Wenn wir uns auf ein Inserat melden, fragen sie, ob wir Ausländer seien, und dann ist die Wohnung meistens schon vergeben. Ich würde sehr gerne in eine kinderfreundlichere Wohnung ziehen. Ich würde sehr gerne in einem Quartier wohnen, das besser durchmischt ist und in dem mehr Schweizer leben. Aber es ist schwierig für Ausländer, in andere Quartiere zu ziehen. Die meisten Schweizer wollen nicht hier leben, weil die Wohnqualität zu tief ist.»

Ein populäres Argument dafür, weshalb im Kleinbasel so viele Ausländer wohnten, sind die angeblich billigeren Wohnungen. Diese Vorstellung ist falsch. Leuten, die auf dem Wohnungsmarkt diskriminiert werden, bleibt nicht viel anderes übrig, als in überbezahlte Wohnungen zu ziehen. Dies bestätigt auch Rudi Bachmann, Architekt und Präsident der Genossenschaft COHABITAT: «In Spekulationshäusern wird jedermann genommen, der bereit ist, die massiv überbezahlten Preise zu bezahlen.» Zurzeit seien zwar viele Spekulanten am Boden, aber bis ein zu teuer vermietetes Objekt wieder einigermaßen gesund ist, können Jahre vergehen.

Die Spannungen entladen sich beim Wohnen

In den Genossenschaftshäusern selbst gibt es gemäss Ruedi Bachmann kaum Probleme zwischen Schweizern und Ausländern, und zwar deshalb, weil neu zugezogene Ausländer in der Regel nicht in Genossenschaftswohnungen ziehen, sondern in die überbezahlten Spekulationsobjekte: «Genossenschaftswohnungen oder günstige Wohnungen gehen unter der Hand weg und kommen meist gar nicht in die Zeitung. In den Genossenschaften richten sich die Leute längerfristig ein.» Trotzdem kommt es natürlich auch in Genossenschaftshäusern oder in deren Nachbarschaft zu Spannungen: «Manche Leute schieben die Quartierprobleme gerne den Ausländern in die Schuhe. Das ist eine fürch-

terliche Sache: Schliesslich haben wir frustrierte Schweizer, die auf die Ausländer losgehen, also auf das Ende einer Kette von Problemen, anstatt sich gegen die Spekulation zu wehren.»

Diese Spannungen entladen sich meistens im Wohnbereich. Zeynep Yerdelen ist Grossrätin bei der linken Gruppierung BastA (Basels starke Alternative) und Lehrerin an der Weiterbildungsschule. Zusammen mit ihrem Sohn, der in der Nähe in den Kindergarten geht, wohnt sie in einer Überbauung direkt gegenüber eines Altersheims: «Die alten Leute leben hier meist allein, an Feiertagen kriegen sie manchmal Besuch. In der Türkei ist es genau umgekehrt. Leute aus südlichen Regionen leben mehr in einer Gemeinschaft und haben auch viele Gäste.» Dass der Lärmpegel steigt, wenn mehrere Menschen zusammen sind, ist klar. Die entstehenden Konflikte hätten viel mit dem eigenen Fremdsein der Schweizer zu tun und mit der gegenseitigen Unsicherheit, meint Zeynep Yerdelen. Die Folgen sind nicht nur für die schweizerische Seite unerfreulich: «Viele ausländische Leute sind bei Besuchen besonders leise, um ja nicht aufzufallen. Das kann zur Folge haben haben, dass sie sich verkrampfen und gefühlsmässig stagnieren.»

Auch Xaver Pfister sieht im Wohnbereich den konfliktträchtigsten Punkt des Zusammenlebens von Schweizern und Ausländern: «In der Schule und am Arbeitsplatz werden die Probleme angegangen und sind auch lösbar. Im Wohnbereich dagegen prallen die unterschiedlichen Lebensgewohnheiten am heftigsten aufeinander. Gerade hier kommt es sehr darauf an, ob jemand fähig ist, Konflikte zu

lösen oder ob gleich die Polizei gerufen wird.» Jemanden, der sich professionell um Konflikte zwischen Schweizern und Ausländern kümmere oder Kontakte knüpfe, gebe es nicht, stellt er fest.

Die Tschinggalori-Meitli konnten wunderschön singen

Eine Frau, die den Kontakt nie gescheut hat, ist Brigitte Foehr. Sie ist 84 Jahre alt, hat über 40 Jahre im Kleinbasel gelebt und wohnt nun im Altersheim gegenüber der Wohnung von Zeynep Yerdelen. Wenn man Brigitte Foehr nach dem Leben im Kleinbasel befragt, dann sind Ausländer kein Thema, auf das sie von sich aus kommen würde. Mit Ausländern scheint sie nie Probleme gehabt zu haben. «Wir hatten schon immer Italiener in der Schule. Die Tschinggalori-Meitli konnten wunderschön singen, ich habe viele Lieder von ihnen gelernt. Und übrigens», fügt sie hinzu, «wenn ich Tschinggalori sage, dann ist das nicht böse gemeint.» Das glaubt man ihr gerne. Bevor sie ins Altersheim zog, wohnte sie in einem Mehrfamilienhaus neben einer ausländischen Familie. «Das war eine nette Familie, Türken. Die Frau trug immer ein Kopftuch. Sie waren wirklich nett.» Probleme hätten im Haus die Alkoholiker gemacht oder jener Mann, der seine Frau verprügelte.

Damit bestätigt Brigitte Foehr die Aussagen von Fachleuten wie Thomas Kessler, dem Basler Delegierten für Migrations- und Integrationsfragen: Im Grunde sei das sogenannte Ausländerproblem gar kein Ausländerproblem, sondern ein gesellschaftliches Problem. Die Konflikte, die im täglichen Zusammenleben entstehen, haben mehr mit dem

Nezile Özdemir verkauft in ihrem Multimedia-Geschäft «Özgür» an der Feldbergstrasse Bücher, Videos und CDs.



sozialen Status der Beteiligten zu tun als mit ihrer Nationalität. Zu einem wichtigen Faktor wird die Nationalität in einem Quartier wie dem Matthäus deswegen, weil es unter den Leuten, die auf der tiefsten gesellschaftlichen Stufe stehen und keine soziale Sicherheit haben, besonders viele Ausländer gibt. Aber auch andere Randständige wie Drogenkranke oder Prostituierte wohnen, oft unfreiwillig, im Kleinbasel.

Wie wird es weitergehen mit dem Matthäusquartier? In einem Punkt treffen sich alle Meinungen: Zwar hat das bunte Leben im Matthäus durchaus seine Vorteile, aber wünschenswert ist eine weitere Zunahme des Ausländeranteils sicher nicht. Die Lösungsansätze gehen alle in eine ähnliche Richtung: Das Quartier muss attraktiver werden. Zeynep Yerdelen sieht das Problem vor allem in den mangelnden Mitsprachemöglichkeiten der Quartierbewohner: «Wer kluge Stadtplanung macht, arbeitet mit den Leuten zusammen.» Wenn die Leute verantwortlich seien für die Strassen und die Innenhöfe, die sie bewohnten, und bei der Planung mitreden könnten, dann werde das Quartier wieder lebenswerter. «Es gibt zum Beispiel wunderschöne Innengärten, aber sie sind in Parzellen eingezäunt und für Kinder geschlossen. Man müsste in Zusammenarbeit mit den Bewohnern die Hinterhöfe öffnen.»

Die Kontakte unter den Bewohnern des Quartiers zu fördern ist auch Verena Hartmanns Ansatz: «Wir müssen die Eltern in die Schule holen, vor allem die Mütter. Wenn es uns gelingt, dass nicht nur die Väter kommen, wie das oft üblich ist, können wir viel bessere Integrationsarbeit lei-

sten. Es gibt viele Treffpunkte für ausländische Männer, aber das Angebot für Frauen ist sehr klein. Wir müssen Treffpunkte schaffen für Eltern und Kinder, Schweizer und Ausländer.»

Es muss bei jungen Leuten wieder «in» werden, im «Matthäus» zu wohnen

Thomas Kessler, der Delegierte für Migrations- und Integrationsfragen, ist seit Anfang März dieses Jahres im Amt und hat schon eine Menge Ideen. Sein Auftrag ist es, den Karren der Migrations- und Integrationspolitik aus dem Dreck zu ziehen. Unter anderem hat Kessler vor, die Situation im Kleinbasel zu verbessern: «Es muss bei jungen Leuten wieder «in» werden, im Matthäus zu wohnen, und zwar, weil es ein urbanes Viertel ist.» Dadurch würde der Proletarisierung des Quartiers ein Riegel geschoben. Kesslers Mittel sind Öffentlichkeitsarbeit, städtebauliche Anregungen, wie mehr Ruhe, Grün und Sicherheit, sowie die Begrenzung der Zuwanderung ungelerner Ausländer. Thomas Kessler ist optimistisch, und er rechnet damit, in drei bis sechs Jahren spürbare Resultate zu erreichen.

Mögen seine Pläne gedeihen. Die jungen Bewohner des Quartiers, die auf der Treppe vor der Matthäuskirche spielen, werden es ihm danken. Der Strassenverkehr unter Fatma O.s Wohnung ist derweil rege wie immer. Neben einem Schweizer Blumenladen brät ein türkischer Metzger seine Kebabspiesse. Und auf den Strasse gehen die 50,3 Prozent Ausländer und die 49,7 Prozent Schweizer ihren Geschäften nach. [eXtra]

Bläsischulhaus im Matthäus: «Wenn ein Kind mit Kindern aus fremden Kulturen umgehen kann, dann ist das zumindest ein Ausgleich», sagt eine Lehrerin.

